

Meinungen

Er kann sich einfach nicht ernst nehmen

Wie es kommt, dass ein so geistreicher, begabter Schauspieler wie Hugh Grant bis heute dermassen unterschätzt wird.

Jean-Martin Büttner

Er habe doch Anglistik studiert, hat man ihn einmal gefragt, über wen er denn am liebsten eine Biografie schreiben würde. Sein Gesicht hellte sich auf. Vladimir Nabokov, sagte er.

Wie viel Hugh Grant vom russischen Autor hält, konnte man kürzlich im «Blick» nachlesen, wo der Schauspieler behauptete, er wolle sein Alter am Genfersee verbringen. Zum einen wegen Dignitas, der Selbsttötungshilfe, welche die Amerikaner «die Einbahnreise in die Schweiz» genannt haben. Zum anderen wegen Nabokov, der sein Alter ebenfalls am Genfersee verbracht hatte, in einer Suite des Hotels Palace in Montreux.

Hugh Grant (59) ist noch weit von seinem eigenen Exit entfernt. Dafür hat der Londoner Schauspieler mit seinen letzten drei Filmen geschafft, was ihm in den Jahrzehnten zuvor nie richtig gelungen war: die Rolle des charmanten, schlagfertigen, zerstreuten Engländers zu übernehmen, die er uns von «Four Weddings and a Funeral» über «Notting Hill», «Love Actually», «Two Weeks Notice» bis zu «Music and Lyrics» immer vorgespielt hatte, mit allenfalls leichten Variationen.

Da war 2016 der biografische Film «Florence Foster Jenkins», in dem Grant an der Seite von Meryl Streep den Ehemann einer schreiend talentlosen Sängerin spielt. Noch besser gelang ihm 2018 in der TV-Kurzserie «A Very English Scandal» das Porträt des Politikers Jeremy Thorpe, der von seinem schwulen Lover erpresst wird. Grant gab den ölgigen Opportunisten mit einer präzisen Kombination aus falscher Bonhomie und Rücksichtslosigkeit.

In dem nun bald anlaufenden Film «The Gentlemen» von Guy Ritchie konnte sich Grant nochmals steigern. Er spielt den homosexuellen Boulevardjournalisten Fletcher, der als



Hugh Grant hat noch nie mit seinen Ansichten zurückgehalten. Foto: Archiv

Erzähler durch ein sehr unterhaltsames Skript führt. Grant interpretiert seine Figur als reflexartigen Ironiker, aus dem der Hohn flackert.

Und wer all die Jahre über dachte, dieser Schauspieler sei bestenfalls so charmant und schlagfertig wie seine besten Komödien, unterschätzt Hugh Grant bis heute. Das belegt nicht nur sein grosses Interesse an Vladimir Nabokov. Das zeigt nicht nur seine Fähigkeit, mit untypischen Rollen zu brillieren.

Am besten zeigt seine Talente ein neuer Dokumentarfilm der BBC, allen voran die Begabung, seine Arbeit ernst zu nehmen, aber nicht sich selber. Es gibt kaum eine Pointe in diesem Film, die der Gefeierte nicht mit einer

besseren schlägt, wobei die meisten auf seine Kosten gehen.

Grant, ein überzeugter Brexit-Gegner, hat sich mit seinen Ansichten noch nie zurückgehalten. Vor den letzten Wahlen warnte er gegen Boris Johnson, den er «eine Gummi-Badeente» nannte. Dass er sich auf die Seite von Prinz Harry und seiner Frau Meghan schlägt, wird niemanden überraschen, der die Angriffe der Murdoch-Presse auf Hugh Grant in Erinnerung hat. «Die Boulevardpresse hat schon Harrys Mutter umgebracht, jetzt reisst sie seine Frau in Stücke», sagte Hugh Grant kürzlich im Radio und in Anspielung auf Lady Diana. In seinem neuen Film spielt er einen Boulevardjournalisten so, als wolle er alle aufs Mal exorzieren.

Leserbriefe

«Auf Abschreckung angelegt»

Nothilfe 8 Franken im Tag und keine Zukunft, «Bund» vom 17. Januar

Nothilferegime ist beschämend
Tsering Dolmatsang ist eine mutige Frau, sie zeigt ihr Gesicht. Viele Menschen aus Tibet fürchten sich vor Chinas langem Arm in der Schweiz, sie hören von Überwachungsmechanismen, deren sich das autoritäre Regime in Peking bedient, und haben Angst, durch öffentliches Auftreten in Tibet lebende Angehörige in Gefahr zu bringen. Die junge Tibeterin steht hin mit der grossen Hoffnung, durch ihr Hervortreten eine unhaltbare Situation zu verändern. Eine Rückkehr in ihre Heimat ist unmöglich, sie ist heimat- und staatenlos, andere Länder sind nicht bereit, sie aufzunehmen oder ihr ein sicheres Leben zu garantieren.

Das sogenannte Nothilferegime ist beschämend und willkürlich für die Betroffenen und eines zivilisierten Landes wie der Schweiz unwürdig. Ein einfaches Papier, das den Aufenthalt regelt, entscheidet über Sein oder Nichtsein. Welchen Sinn hat es, Menschen, die gut integriert und sprachgewandt sind, jahrelang in Nothilfe-

lager zu stecken? Ein freies und unabhängiges Leben führen und an der Gesellschaft teilhaben und mitwirken ist nur mit Zugang zu Arbeit und Bildung möglich. Menschenwürdige Auswege aus der Nothilfe zu finden, ist eine dringende Aufgabe der Behörden und der Politik.

Ursula Fischer, Thun

Der humanitären Tradition unwürdig
Der Artikel über die Tibeterin Tsering Dolmatsang macht wieder einmal deutlich, dass Tibeter als Flüchtlinge in der Schweiz nicht mehr willkommen sind. Dies ist insbesondere seit dem November 2014 der Fall, als das SEM entschied, dass Tibeterinnen und Tibeter sich nicht mehr als «staatenlos» oder unter «Tibet (Volksrepublik China)» registrieren lassen können. Somit gelten Tibeter heute in der Schweiz als Chinesen, ein Entscheid, der in den Propagandamedien des chinesischen Staates gefeiert wurde. Es ist wohl kein Zufall, dass der Entscheid kurz nach der Unterzeichnung

des Freihandelsabkommens zwischen China und der Schweiz getroffen wurde. Heute weisen die Behörden viele Asylbewerber aus Tibet ab, die in der Folge wegen fehlender Papiere weder bleiben noch ausreisen können. Sie müssen dann mit der Nothilfe überleben, mit einem minimalen Anspruch auf Unterkunft, medizinische Grundversorgung und 8 Franken Bargeld pro Tag. Dieses zynisch mageres Angebot ist offensichtlich auf Abschreckung angelegt und der humanitären Tradition unseres Landes unwürdig. Den betroffenen Menschen bleibt nur die Hoffnung, dass nach fünf Jahren Aufenthalt bei uns ein Härtefallgesuch Erfolg hat. Dies setzt allerdings eine gute Integration voraus, die in einem Leben unter Nothilfe kaum zu erreichen ist. Es bleibt zu hoffen, dass die zuständigen kantonalen Behörden sich der ausweglosen Situation dieser Menschen aus Tibet bewusst werden und das Gesuch beim SEM befürworten.

Hans Marty, Jegenstorf

Kolumne

Egoismus recht(s) verstanden

Das hat es lange nicht mehr gegeben: Eine Produktion an einem Schauspielhaus (Zürich) schlägt Wellen über die einschlägige Szene hinaus. Der Co-Intendant bringt den Roman «Atlas Shrugged» der russisch-amerikanischen Philosophin Ayn Rand als Musical auf die Bühne, und die Feuilletonisten debattieren munter: «Pulp Fiction für Libertäre» («Republik»), «Stalinistisches Musical zu Ehren des Kapitalismus» (WOZ), eine «Reichen-Revue» (NZZ).

Schon der Stoff ist umstritten: Der Roman gilt als Bibel der Libertären und Silicon-Valley-Tycoons. Er birgt eine radikale Polemik gegen sozialstaatliche Errungenschaften. Darf man solchem Stoff eine Bühne geben? Man darf und soll sogar. Will Theater relevant sein, muss es Debatten aufgreifen und auslösen. «Der Streik» (wie der Roman in der neuesten Übersetzung heisst) gehört zu den einflussreichsten Büchern der Geschichte und verkauft sich nach wie vor millionenfach. Ayn Rand verteidigt darin ihre Idee des «rationalen Egoismus»: Was geschähe, wenn nicht die 99 Prozent streikten, die klagen, zu kurz zu kommen, sondern das obere eine Prozent der Reichsten?

Nichts Gutes, meint Rand. Der Titel «Atlas Shrugged» – «Atlas zuckte mit den Schultern» – spielt auf den griechischen Titanen Atlas an, der das Himmelsgewölbe schultert. In Rands kapitalistischer Kampfschrift ist das obere eine Prozent der wahre Titan unserer Gesellschaft: Lässt er seine Arme sinken, bricht das Himmelsgewölbe über uns allen zusammen.

Solch eine radikale Attacke gegen den Sozialstaat wagt die Inszenierung freilich nicht. Sie verpackt sie in eine Satire. Wer Ayn Rands Werk auf eine staatskritische Polemik reduziert, wie in der Rezeptionsgeschichte zuhauf geschehen, verschenkt allerdings einiges.

Liest man die Philosophin nicht staats-theoretisch, sondern moralphilosophisch und befreit man ihre Ideen von den Vereinnahmungen ihrer zweifelhaften Verehrer, stösst man auf Bedenkenswertes. Ihr Kernanliegen ist eine Verteidigung des Egoismus – freilich eines Egoismus, der nicht dominieren will und im Sieg über andere seine Erfüllung findet, eines Egoismus, der danach trachtet, unbenommen das eigene, individuelle Leben zu leben.

John Galt, der Held des Romans, weigert sich rundweg, sich für grosse Ideen anderer einspannen zu lassen: «Bei meinem Leben und meiner Liebe



Barbara Bleisch

Die Philosophin schreibt abwechselnd mit Laura de Weck, Michael Hermann und Rudolf Strahm.

zum Leben schwöre ich, dass ich niemals um eines anderen Menschen willen leben werde, noch von einem anderen verlangen werde, um meinetwillen zu leben.» Als unabhängiger Freigeist genügt sich Rands glücklicher Mensch selbst.

Die moralphilosophischen Anliegen der streitbaren Philosophin werden selten besprochen. Sie wären aber gerade für ein Verständnis der um sich greifenden Depressivität angesichts des Klimawandels hilfreich. Das Deprimierende an der Klimakrise ist ja nicht nur, dass uns mehr und mehr die Hoffnung abhandenkommt, dass sich die dramatischen Folgen noch abwenden lassen. Deprimierend ist ebenso, dass die Klimakrise tief in unser aller Leben eingreift und Lebensstil, Reisepläne, Konsumwünsche, Berufsziele, Familienplanung hinterfragt. Unsere gesamte Existenzweise steht zur Disposition und muss sich an der einen Idee messen lassen: Dient es der Rettung dieses Planeten?

Das Individuum, das seinen eigenen Zielen gehorchen und sein eigenes Leben führen will, schlägt blind um sich angesichts dieser Vereinnahmung. Es schimpft die Klimabewegung «totalitär» und verteidigt stur seine Freiheitsräume. Es realisiert, dass es selber zu Atlas geworden ist, weil wir entweder dieses Problem gemeinsam stemmen oder unter dem Klimawandel kollabieren. Die eigentliche Frage unserer Zeit lautet deshalb: Wie lässt sich das Gewicht dieser Welt ertragen und zugleich der Sehnsucht Raum geben, ein eigenes Leben zu leben? Auch diese Frage schlummert in Ayn Rands Philosophie. Sie zu beantworten, wäre ganz grosses Theater.

Leserbrief

Priesterehe Papst stellt sich gegen Papst, «Bund» vom 13. Januar

Kirche an Botschaft messen

Dass Papst Benedikt zurückgetreten ist, weil er sich geistig und körperlich seinem Amt nicht mehr gewachsen sah, ist ihm hoch anzurechnen. Nach sieben Jahren Rückzug aus seinem Amt ist eher nicht damit zu rechnen, dass der Zustand des 92-jährigen besser geworden ist. Dass ein Kardinal in der Person von Robert Sarah die ehemalige Autorität eines jetzt greisen Ex-Papstes dazu benutzt, um seine konservativen Ideen zu verbreiten und Unruhe zu stiften, ist hinterhältig und verwerflich und eines Kirchenmannes unwürdig, immerhin hätte er während der Amazonas-Synode die Möglichkeit gehabt, sich zu äussern.

Dass das Buch auf Französisch erscheint und der Vorabdruck auf Französisch publiziert wurde, spricht eher nicht dafür, dass der federführende Verfasser Ex-Papst Benedikt ist. Nachdem ich das Buch «Sodom» von Frédéric Matrel gelesen habe, kommen mir andere Gedanken, warum Kardinal Sarah so dringend vermeiden will, dass das Pflichtzölibat aufgehoben wird. Ich rufe dazu auf, die Kirche nicht an solchen Menschen zu messen, sondern an der christlichen Botschaft. **Werner Bauer**, Innerberg

Leserbriefe aufgeben:
leserbriefe@derbund.ch